

Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]

Autor(en): **Vogel, Bodo M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 28

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 12

Thea wunderte sich, warum Krusius in dieser Weise mit ihr sprach, und sie fragte sich, worauf er eigentlich hinauswollte. Ihre Antwort ließ aber nicht auf sich warten.

„Warum sollte es nicht möglich sein?“ meinte sie. „Es ist alles möglich, wenn er die Energie dazu hat.“

„Sie wünschen also sein Bestes?“

„Ja, Herr Professor, von ganzem Herzen.“

Er machte einen Schritt auf sie zu, und es sah aus, als ob er ihre Hand ergreifen wollte. Dann aber blieb er stehen und sah kurz nach der Tür, um sich zu überzeugen, daß sie geschlossen war.

„Sie wundern sich über meine Worte“, meinte er, „aber ich habe besondere Gründe so zu sprechen. Gleichzeitig mit meinem Dank für alles Bisherige, was Sie für Herbert Medow getan haben, möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Freundschaft auch in Zukunft erhalten bleiben möge. Ich weiß, daß Sie großen Einfluß auf ihn haben. Er befindet sich in einem kritischen Lebensmoment, und eine wahre, aufrichtige und uneigennützige Freundschaft muß eine wesentliche Stütze für ihn sein. Darf ich also auch künftig hin auf Ihre Hilfe rechnen?“

Krusius wußte, daß sein Ansinnen befremdend erscheinen konnte.

„Darf ich wissen, Herr Professor“, sagte Thea, „welche Gründe Sie bestimmen, sich Herbert Medows besonders anzunehmen?“

Er hielt es für das beste, der Kollegin die Wahrheit nicht zu verschweigen.

„Herbert ist mein Bruder“, lautete seine Antwort.

In das Schweigen, das seinen Worten folgte, klang das Schlagen der Schreibtschuh. Thea überraschte sich dabei, wie sie jeden Schlag mitzählte, obwohl sie ganz genau wußte, wie spät es war.

Dann begannen ihre Gedanken zu arbeiten. Im Grunde genommen konnte sie die Nachricht nicht allzusehr überraschen. Die Ähnlichkeit war ihr ja schon lange aufgefallen. Sie hätten, ohne es zu wissen, irgendwie verwandt sein können. Aber — Brüder? Und gar Brüder, die ganz verschiedene Namen führten?

„Ich wage nicht an der Wahrheit Ihrer Worte zu zweifeln, Herr Professor“, sagte sie endlich, „das wäre lächerlich. Die Ähnlichkeit hat mir gleich zu denken gegeben, aber niemals hätte ich im Traum angenommen, daß — —“

Er ließ sie nicht aussprechen. Lange Umschweife liebte er nicht. Kurz und bündig klärte er die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen sich und Herbert auf.

„Er ist also gestern abend noch gekommen?“ fragte Thea dann.

„Ja. Das heißt: Heute. Einige Minuten nach Mitternacht.“

„Ich würde mich für die Gründe interessieren, die ihn zu dem Besuch veranlaßten.“

Professor Krusius seufzte.

„Die Gründe waren nicht schlechter Art. Er kam nicht, um Kapital aus seinen Enthüllungen zu schlagen. Geld, das ich ihm anbot, schlug er aus, wie mir schien in aufrichtiger Empörung. Ich glaube, er kam, weil er sich hilflos fühlte. Oder war es die

Reaktion auf irgendeinen seelischen Schlag, den er bekommen hatte. Was weiß ich? Ich bin Chirurg und kein Psychologe. Lassen wir also das. Was ich gesagt habe, bleibt unter uns dreien. Andere brauchen es nicht zu wissen, vorläufig nicht. Ich werde Herbert eine Chance geben, und ich glaube, alle Umstände sind jetzt günstig für ihn.“

„Seine Mutter, oder vielmehr seine Adoptivmutter hat auch alles getan, wozu sie in der Lage war“, bemerkte Thea, „und doch — —“

„Ja, das stimmt. Aber Sie vergessen, Kollegin, daß ich keine alte Frau bin. Ich verwöhne ihn nicht. Ich habe meine eigene Methode. Und dann sind Sie ja noch da.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Wollen Sie helfen — — Thea?“

Er hatte sie mit Vornamen angeredet. Das erstmal. Wieder schoß die Röte in ihr Gesicht, jetzt sogar noch stärker.

Wenn Professor Krusius in dieser persönlichen Weise an ihre Hilfe appellierte, konnte sie unmöglich nein sagen.

Erst nachher, als sie an das Gespräch zurückdachte, kam sie auf die Vermutung, daß Krusius die vertrauliche Anrede wohl nicht ihretwegen gebraucht hatte, er hatte dabei an jemand anders gedacht. An seinen Bruder, dem sie ihre Freundschaft erhalten sollte.

Oder, war dem doch nicht so? Unmöglich, er war ein viel zu korrekter Verlobter, um sich eine Vertraulichkeit zu erlauben. Man mußte seine Worte werten, wie sie waren und nach keinem geheimen Unterton suchen. Für Professor Krusius war sie die vertrauenswürdige Kollegin, die treue Mitarbeiterin, über deren Dienste er verfügte. Bisher hatte sie ihm auf dem chirurgischen Gebiet assistiert, jetzt beansprucht er ihre Hilfe bei einem psychologischen Experiment. Es war bitter, immer nur Mittel und niemals Zweck zu sein. Vielleicht war das die Tragik ihres Lebens.

Ein paar Tage später kam Professor Krusius noch einmal auf die Angelegenheit zu sprechen. Er erzählte, daß er für seinen Bruder eine Stellung gefunden habe und zwar als Buchhalter eines Geschäfts, dessen Besitzer ein früherer Patient von Krusius war.

Vierzehn Tage später kam ein Brief von Herbert selbst. Er bat darum, Thea wie das letztemal vor der Klinik abholen zu dürfen.

Als sie sich trafen, bestand er darauf, mit Thea wieder zum Essen zu gehen, und sie willigte ein, obwohl sie nur anderthalb Stunden Zeit hatte, denn um neun Uhr mußte sie wieder in der Klinik sein. Herbert Medow war in sprudelnder Laune. Die neue Stellung gefiel ihm ausgezeichnet, wie er Thea erzählte. Erst heute hatte ihm der Chef seine besondere Anerkennung ausgesprochen.

„Ich komme mir vor wie neugeboren“, rief er. „Ich hätte das nicht für möglich gehalten. Jetzt kann ich den Kopf wieder hoch halten, und es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Rückfall kommt. Sind Sie zufrieden?“

Thea lächelte ihm zu über den Tisch.

„Ja“, sagte sie herzlich. „Ich bin sehr zufrieden, und ich glaube, Ihre ... Ihre liebe Mutter würde sich freuen, wenn sie das noch erlebt hätte. Ich ... ich will nicht, daß der Schatten

einer Unklarheit zwischen uns ist, Herr Medow“, fuhr sie fort. „Ich weiß, daß sie nicht Ihre richtige Mutter war. Aber sie hat Mutterstelle an Ihnen vertreten und Sie sehr geliebt; und Sie sind ihr viel Dank schuldig. Professor Krusius ...?“

„Sie wissen, daß er mein Bruder ist?“

„Ja — — — er hat es mir gesagt“, erwiderte sie. „Ihm verdanken Sie Ihre Stellung. Er hat seinen Einfluß, seinen Namen und seine — — Ehre für Sie in die Waagschale gelegt, und das bedeutet viel. Sie werden ihn niemals enttäuschen, nicht wahr?“

„Nein, das werde ich niemals tun“, sagte er. „Ich werde Bernhard ewig erkenntlich sein für das, was er für mich getan hat. Er weiß es, ich habe es ihm gesagt. Vielleicht kommt doch noch der Tag, an dem er offen sagen kann, daß ich sein Bruder bin. Doch deswegen allein bin ich nicht so froh ...“

Ich bin froh, Fräulein Doktor, weil ...“ Er sprach nicht gleich weiter und sah sie zögernd an.

„Sagen Sie es nur“, ermutigte sie ihn.

„Weil — — — nun, vielleicht wissen Sie, daß ich eine Frau sehr geliebt habe. Sie war meiner Liebe unwürdig. Jetzt habe ich es überwunden. Ja, ganz bestimmt, ich denke nicht mehr an sie. Ich habe geglaubt, daß mir nie wieder eine Frau etwas bedeuten würde.“

„Und jetzt ist es scheinbar wieder der Fall?“ fragte sie.

„Ja“, sagte er, „ja, Thea ...“

Er streckte die Hand aus, sie aber zog die ihre zurück. Ihr war auf einmal sehr traurig zumute, und sie hatte es plötzlich eilig, in ihre Klinik zurückzukehren.

Neuntes Kapitel.

Vor der Klinik hatte Thea den parkenden Wagen von Charlotte Berkenfeld bemerkt, und sie wunderte sich, was diese jetzt am Abend noch hier wollte. Dann fiel ihr ein, daß Charlotte ihren Verlobten vielleicht in die Klinik gefahren hatte, weil Krusius wegen der morgigen Operation noch Anordnungen zu treffen hatte. Vielleicht wollte er auch Röntgenaufnahmen abholen. Als Thea aber durch den Korridor ging, öffnete sich die Tür des Wartezimmers und Charlotte Berkenfeld kam heraus. Charlotte nickte der Ärztin kurz zu und wollte weitergehen. Dann aber blieb sie stehen.

„Ich habe da einen Brief“, sagte sie, „einen Brief für Professor Krusius. Wollen Sie so gut sein und ihn abgeben, Fräulein Doktor?“

„Am besten geben Sie ihn beim Hausmeister ab“, erwiderte Thea.

Charlotte schüttelte den Kopf.

„Man weiß nie, ob solche Leute nicht indiscret sind“, sagte sie. „Sie sind morgen bei der Operation?“

„Nein. Aber gegen Mittag, das heißt nach der Operation bin ich wieder da.“

„Um so besser. Dann geben Sie ihm den Brief nach der Operation. Auf keinen Fall vorher ...“

Thea zögerte, denn sie ahnte, daß etwas nicht in Ordnung war.

„Rufen Sie ihn doch morgen an“, sagte sie. „Sie rufen doch sonst auch an.“

„Unmöglich. Ich bin morgen nicht mehr hier, ich gehe weg.“

Charlotte lachte. Ein schrilles, hysterisches Lachen, wie es Thea schien.

„Sie gehen fort?“

„Ja — — — und Professor Krusius soll es nicht wissen. Er erfährt es erst durch den Brief. Sehr dramatisch, nicht?“

Charlotte drückte Thea den Brief in die Hand und wollte fort. Nach ein paar Schritten kehrte sie aber noch einmal um.

Ich darf Sie gewiß ins Vertrauen ziehen, Fräulein Doktor“, sagte sie. „Sie werden es ja nachher doch erfahren, der Brief wird ein schwerer Schlag für Doktor Krusius sein. Es ist mehr darin als ein Brief.“

Es ist mein Verlobungsring darin. Ich bin zu der Er-

kennntnis gekommen, daß ich doch keine gute Arztfrau abgeben werde. Darum verzichte ich lieber. Ich heirate Professor Krusius nicht.“

Thea brachte zunächst keine Antwort heraus. Sie starrte Charlotte Berkenfeld sprachlos an, die ganz unerwartet ihre Verlobung auflösen und ihren Ring zurückgeben wollte und ausgerechnet ihr, Thea, mutete sie zu, diese Nachricht dem Professor zu bringen.

Charlotte unterbrach als erste das Schweigen.

„Nun, sagen Sie gar nichts dazu?“

„Was soll ich dazu sagen, Fräulein Berkenfeld?“

„Das weiß ich nicht“, erwiderte Charlotte. „Ich weiß auch nicht, warum ich Ihnen das alles sage. Vielleicht ... vielleicht erträgt er es eher, wenn Sie es ihm sagen ...“

„Sie haben eine sonderbare Logik, Fräulein Berkenfeld. Ich eigne mich nicht als Ueberbringerin von Unglücksbotschaften. Besonders nicht in diesem Fall. Ich könnte es nicht mitansehen, wie er unter dieser Nachricht leidet.“

Die letzten Worte hatte sie ganz unbeabsichtigt gesagt, aber sie entsprachen ihrer wahren Gefinnung. Der Respekt vor der Würde der Persönlichkeit war ihr heilig, und sie wollte nicht Zeugin eines Vorganges sein, der ihm ganz sicher die größte Enttäuschung seines Lebens brachte.

Sie konnte sich vorstellen, wie ihn die Nachricht, die in dem Brief stand, treffen würde. Er liebte Charlotte Berkenfeld. Sie war ihm alles in der Welt.

Thea machte einen verzweifeltsten Versuch, Charlotte umzustimmen.

„Vielleicht werden Sie denken, das ginge mich nichts an“, meinte sie, „aber Sie haben mich nun selber ins Vertrauen gezogen. Und darum, darum möchte ich sie innigst bitten, Fräulein Berkenfeld, sich die Folgen ihres Schrittes in vollem Ausmaß zu überlegen. Ihre Handlungsweise ist entscheidend für die ganze Zukunft, und nicht nur für Sie. Haben Sie auch bedacht, daß Sie ihn mit Ihrem Entschluß doppelt treffen, als Mensch und als Arzt? Seine Tätigkeit als Chirurg ist in vieler Hinsicht eine Nervenprobe. Glauben Sie nicht, daß seine Leistungsfähigkeit, seine Energie, seine Kaltblütigkeit durch die Aufregung, die ihm die Nachricht bereitet, in Mitleidenschaft gezogen werden kann?“

„Nein, das glaube ich nicht“, bemerkte Charlotte.

„Ich glaube es doch!“

„Nein! Und ich will Ihnen sagen warum. Ich bedeute für Bernhard nicht viel, ich komme für ihn nicht zuerst. Zuerst kommt bei ihm sein Werk. Sein Leben besteht aus Operationen, Röntgenaufnahmen, Krankenbesuchen und wissenschaftlichen Büchern. Ich bin ihm nicht so viel wert wie sein chirurgisches Bestick. Er ist ein guter Arzt, aber ein schlechter Verlobter. Ich weiß nicht, ob Sie mich von diesem Gesichtspunkt aus verstehen. Sie verstehen mich nicht, nicht wahr?“

„Doch“, erwiderte Thea, „ich kann mich in Ihre Lage hineinsetzen. Ich weiß aber auch“, fuhr sie fort, „was sein Werk für ihn bedeutet. Es ist das schönste und größte Werk, das sich ein Mann vorgenommen haben kann — — — Menschen vom Tode zu retten. Oder von etwas zu erretten, das schlimmer ist als der Tod. Darum nennen viele Leute seinen Namen nur mit Verehrung.“

Sehen Sie Fräulein Berkenfeld, da ist in meiner Abteilung, um nur ein Beispiel zu nennen, ein junges Mädchen, eine gewisse Marie Ulrich, die halb blind wahr, und nach der der Tod schon die Hand ausstreckte. Es war ein Jammer, ihre Eltern und ihren Verlobten zu sehen. Sie hatten jede Hoffnung aufgegeben.

Nun, Professor Krusius hat dieses Mädchen gerettet. Marie Ulrich kann wieder sehen und wird in den nächsten Wochen als gesund entlassen. Und das ist nur ein einziger Fall den ich herausgegriffen habe. Ich könnte Ihnen unzählige andere Fälle nennen, Sie wissen es ja selber. Und da sollen Sie nicht auf solch einen Verlobten stolz sein?“ Fortsetzung folgt.